

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Antonia, Stern
Glanz oder gar nichts

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALT

| | |
|-------------------------|-----|
| Prolog | 9 |
| I Elena-Welt | 11 |
| II Cinderella-Flucht | 35 |
| III Glasmann-Ebene | 42 |
| IV Priegnitz-Komplott | 59 |
| V Luther-Land | 75 |
| VI Zwibrücken-Zeit | 111 |
| VII Plotin-Portal | 134 |
| VIII Spindler-Spur | 165 |
| IX Feuerbach-Methode | 176 |
| X Schostak-Dogma | 195 |
| XI Thomas-Evangelium | 216 |
| XII Deneuve-Beben | 223 |
| XIII Warburg-Connection | 241 |
| XIV Gessler-Gasse | 260 |
| XV Spitzweg-Kammer | 282 |
| XVI Louis-Lösung | 298 |

PROLOG

Still trat ich auf den Balkon. Dort unten lag er, der Genfer See mit seinen gesegneten Ufern. Ich ließ meinen Blick über die spiegelnde Wasserfläche wandern und wünschte mir, über dem winzigen Kräuseln zu schweben oder auf der getupften Fläche dahingleiten zu können – vielleicht bis zu diesem Schwanenpaar, das in der Mitte des Sees seine schmutzigen Kinder hütete.

Doch es gab etwas, das meine Aufmerksamkeit von den Schwaneneltern ablenkte. Leise Geräusche, die aus dem terrassierten Gelände unterhalb des Balkons heraufdrangen. Schritte, Tuscheln. Ich beugte mich weit über die Balustrade.

Und dann sah ich es.

Männer schlichen über die Wege. Bewaffnete Männer. Einer ging gerade hinter einer Steinmauer in Deckung. Fast automatisch suchte ich nach einem Filmteam. Das Szenario war so unwirklich, es konnte nur ein James-Bond-Dreh sein. Aber eine Kamera war nirgends in Sicht.

Es dauerte einige Sekunden, bis ich mir die einzig andere Erklärung für dieses heimlich-unheimliche Vorgehen eingestehen konnte. Leider hatte sie maßgeblich mit mir selbst zu tun.

Der Mord in Berlin. Meine Fingerabdrücke auf der

Drahtspule. Der fiese Kommissar Feuerbach, der verrückte Maler und der zwielichtige Galerist. Amtshilfe. Interpol.

Sie waren mir also auf die Spur gekommen.

Und jetzt waren sie hier, um mich zu holen.

Doch vielleicht wäre es besser, wenn ich mich meinen geneigten Lesern zunächst vorstellen würde ...

I

ELENA-WELT

Ich heiße Elena Gessler.

Gessler ist der Mädchenname meiner Mutter. Elena hieß meine Großmutter väterlicherseits, nach der Maman mich pikanterweise benannt hat. Dabei lag ihre Ehe mit meinem Vater schon in den allerletzten Zügen, als sie mit mir schwanger wurde. Meine Eltern waren sich längst einig: Sie würden sich scheiden lassen. Und dann das: eine Schwangerschaft.

Meine Mutter war so unvorsichtig, meinem Vater davon zu erzählen. Und mein Vater war so leichtsinnig, sich von der Vorstellung, ein Kind gezeugt zu haben, rhren zu lassen. Er schlug meiner Mutter vor, die Ehe gegen alle Vernunft zu kitten und das Kind gemeinsam großzuziehen. Maman wollte diese Ehe nicht kitten, sie wollte eigentlich nur eine billige Ausrede für die Notwendigkeit einer Abtreibung. Meine Mutter wollte frei sein. Frei von meinem Vater und frei von jeglicher Verantwortung für ein Kind. Vor allem für ein grundlos abgetriebenes Kind.

Doch die Sache hatte einen Haken. Mein Vater war nicht bereit, ihr diesen Freibrief auszustellen. Natürlich hatte er damals schon eine Freundin, mein Vater hatte immer Freundinnen. Meine Mutter wusste genau, dass sich daran auch nichts ändern würde. Mein Vater erklärte ihr immer wieder, das sei ein grund-

legendes Bedürfnis seiner russischen Seele. Ich denke, es ist eher ein Bedürfnis seines russischen Körpers gewesen. Und eine Begleiterscheinung seiner phänomenalen Karriere. Mein Vater war schon damals berühmt, heute kennt ihn jedes Schulkind. Er heißt Igor Schostak und hat bereits mit fünfunddreißig Jahren die fabelhaftesten Orchester der Welt dirigiert, jetzt ist er fast sechzig und seit über zwei Jahrzehnten ein gefeierter Meister mit dem Taktstock.

Doch zurück zu meiner Entstehung.

Maman schlug damals das großherzige Angebot meines Vaters aus, die Ehe zu erhalten und das Kind gemeinsam aufzuziehen. Sie bestand auf der Scheidung. Dummerweise hatte sie damit ein erhebliches moralisches Problem für sich selbst geschaffen. Wenn sie mich nun hätte abtreiben lassen, wäre die Schuld ganz allein auf ihre Rechnung gegangen. Niemand sieht gern einer Mörderin ins Gesicht, schon gar nicht, wenn es das eigene Gesicht ist und man obendrein so eitel ist wie meine Mutter, die ständig in den Spiegel schaut. Darum beschloss sie, das Kind, also mich, zu bekommen. Gleichzeitig wollte sie aber die vollkommene Unabhängigkeit von meinem Vater. Keine regelmäßigen Kindsübergaben, keine Unterhaltsverhandlungen.

Da Maman zu feige war, den zu erwartenden Konflikt durchzustehen, belog sie meinen Vater. Sie simulierte eine schwierige Schwangerschaft und floh in die Schweiz. Vorgeblich in eine Privatklinik, in Wirklichkeit in die Ferienwohnung einer Freundin. Meinen vielbeschäftigten Vater sah sie während ihrer Schwangerschaft nur selten, weil er in den entscheidenden Monaten auf Konzertreise im Fernen Osten weilte. Nach

der Geburt erzählte sie ihm kurzerhand, das Kind, das sie erwartet hatte, sei schwer behindert zur Welt gekommen und – Gnade des Himmels – nach drei Wochen gestorben. Selbstverständlich sei dies alles in besagter Schweizer Privatklinik unter Ausschluss der Öffentlichkeit vor sich gegangen.

Offenbar war meinem Vater ein totes behindertes Kind lieber als ein lebendiges, denn er glaubte die Geschichte sofort. Möglicherweise war er unerwartet erleichtert darüber, dass sein kinderloser Status nun doch erhalten bleiben sollte, er hat jedenfalls nach Aussagen Mamans sofort in die Scheidung eingewilligt und nie nach einem Grab gefragt.

Vielleicht fehlte ihm auch einfach die Zeit dazu.

Ich selbst habe von dieser reizenden Lüge erst vierzehn Jahre später erfahren. Vorher hatte ich mich lediglich für ein durchschnittlich vernachlässigtes Kind einer durchschnittlich schlechten Upperclass-Ehe gehalten.

Maman hatte nämlich bald nach meiner Geburt Frieder geheiratet. Frieder war fünfundzwanzig Jahre älter als Maman und ein eingefleischter Kinderhasser. Da niemand je etwas anderes behauptete, musste ich ihn für meinen Erzeuger halten. Und natürlich litt ich unter der Abwesenheit jeder Form von Liebe in seinem Verhältnis zu mir.

Ich begann, Frieder ebenfalls zu hassen.

Das half.

Und dann ließ sich Maman zum zweiten Mal scheiden. Sie sagte es mir am Tag meiner Konfirmation. Für wenige Minuten durfte ich glauben, den ungeliebten »Vater« losgeworden zu sein, dessen Abwesenheit bei

der kirchlichen Zeremonie mir bereits angenehm aufgefallen war. Aber meine Erleichterung währte nicht lange, denn Maman klärte mich umgehend über den wahren Sachverhalt meiner Entstehung auf und bescherte mir damit ein handfestes Identitätsproblem.

Bitte stellen Sie sich Folgendes vor: ein vierzehnjähriges Mädchen, bisher gesund und munter und mit nichts anderem geschlagen als mit einer unfähigen Mutter und einem widerlichen Vater. Doch eines Tages eröffnet besagte Mutter, deren psychologisches Einfühlungsvermögen sich mit dem eines perfekt geformten Eiswürfels in einem Campariglas vergleichen lässt – von ihren pädagogischen Talenten wollen wir gar nicht erst reden –, diese eiswürfelschöne Mutter also eröffnet dem Mädchen, dass es erstens mongoloid zur Welt gekommen und zweitens überhaupt schon lange tot ist. Das gibt es nicht, sagen Sie? Da kann ich nur lachen. Und wenn ich fertig bin mit dem Lachen, was nicht allzu lange dauern wird, dann will ich Ihnen gern erzählen, wie eine normale Vierzehnjährige auf diese Ungeheuerlichkeit reagiert.

Ich sage nur: Kurzpony. Lidfalte.

Mongo, das Wort sitzt seitdem fest in meinem Kopf. Alle Assoziationen dazu sind abrufbereit gespeichert. Seit genau siebzehn Jahren verfolgt mich die Vorstellung dieser speziellen schwerfälligen Bewegungsabläufe, die nur Mongoloide haben.

Denn Mamans tränenreiche Beichte hatte mir nicht nur auf brutale Weise meine Identität geraubt, sondern auch den Weg zu einer neuen gewiesen. In unzähligen Träumen bin ich seitdem durch Spaliere von etwas zu dicken Armen und zu breiten Gesichtern ge-

laufen, die sich leicht zeitverzögert nach mir umwenden. Und, ob Sie es glauben oder nicht, immer habe ich mich in diesen Träumen heimisch gefühlt, wie selten sonst irgendwo. Nur am nächsten Morgen musste ich mich sehr zusammennehmen, um nicht grunzend vor guter Laune an der Frühstückstafel zu erscheinen.

Ich befand mich mit meinem Problem vordergründig in ausgezeichneter Gesellschaft, denn im Institut Laplace im schönen Wallis, das zu dieser Zeit schon sechs Jahre lang meine Heimat war, wurden nur Mädchen wie ich erzogen. Handverlesen, was die Vermögensverhältnisse der Eltern anging, dafür garantiert ungeliebt. Lediglich dass meine Rabenmutter auf die charmante Idee mit dem Mongolismus und dem frühzeitigen Kindstod gekommen war, unterschied sie von den anderen Rabenmüttern. Und mich von den anderen Mädchen.

Doch von diesem feinen Unterschied wusste außer mir keine, denn selbstverständlich durfte ich diese Geschichte niemandem erzählen. Maman hatte sie mir auch nur erzählt, damit ich aufhörte, Frieder für meinen Vater zu halten. Schließlich wollte sie sich von ihm scheiden lassen. Also erfuhr noch nicht einmal Madeleine die Geschichte. Madeleine war meine beste Freundin – und sie ist es bis heute geblieben, auch wenn die Vertraulichkeiten zwischen Madeleine und mir mit der Eröffnung meiner Mutter eine natürliche Grenze gefunden haben, die ich bis vor wenigen Wochen nicht zu überschreiten vermocht habe.

Aber dazu später.

Ich bin jetzt einunddreißig und habe meinen Vater nur ein einziges Mal gesehen. Und Mamans Initiative

habe ich das ganz bestimmt nicht zu verdanken. Es war direkt nach meiner Matura. Igor Schostak gastierte am Concertgebouw in Amsterdam. Nur mit Mühe konnte ich auf dem Schwarzmarkt eine der begehrten Karten für die erste Reihe ergattern. Das Geld war von Maman für den Flug Zürich – Amsterdam bestimmt gewesen, die ganze Reise ihr Geschenk zur Matura. Da ich das geschenkte Geld bereits in die Konzertkarte investiert hatte, konnte ich kein Flugticket mehr kaufen, sondern musste heimlich nach Amsterdam trampen. Davon hat Maman selbstverständlich nie erfahren.

Igor Schostak gefiel mir gut.

Er war klein und rundlich, was nicht so recht zu meinem Bild von einem Weiberhelden passte. Aber sein Lächeln entschädigte für vieles. Es war ausgesprochen herzlich, selbst diesem völlig fremden Publikum gegenüber. Während mein Vater dirigierte, saß ich auf meinem Sessel und stellte mir vor, wie es wohl gewesen wäre, von diesem Mann Fahrradfahren zu lernen oder eine Gutenachtgeschichte vorgelesen zu bekommen. Oder sich mit ihm ein Eis zu teilen. In den anderthalb Stunden, die das Konzert dauerte und in denen die Musik unaufhörlich an meine Ohren brandete und alle anderen Wahrnehmungen ausschloss, konzentrierte ich mich mehr und mehr auf Igor Schostaks ausladende Gesten.

Die Geschichte meines Lebens, wie sie auch hätte verlaufen können, blätterte sich vor mir auf. Igor Schostak wiegte einen Säugling in seinen Armen. Behutsam, zärtlich und voller Hingabe. Er beschrieb mit leicht gebücktem Oberkörper, sich ausbreitenden Armen und gespreizten Fingern einen zuverlässigen

Halbkreis, der die kleine Elena halten würde, wenn sie bei ihren Gehversuchen strauchelte. Er machte eine Verbeugung vor der Erstklässlerin und reichte ihr mit stolzem Vaterblick die prall gefüllte Schultüte. Er streichelte ihr unendlich sacht über den Kopf, als sie vom Baum fiel und schreiend mit einer tannenzapfengroßen Beule auf der Stirn am Waldboden lag. Er holte die neunjährige Elena zu Beginn der ersten Ferien ihres Internatslebens persönlich im Institut ab und forderte sie gleich nach dem Einsteigen ins Auto mit wirbelnden Bewegungen zum Erzählen auf. Er besuchte eine Kunstgalerie mit seiner vierzehnjährigen Tochter, ignorierte die Pickel auf deren Stirn und die Renitenz in ihrem Blick, während er der Pubertierenden mit den Exponaten einen Teil der Welt erklärte. Und er zog einen energischen Schlussstrich unter die tränenreiche Beichte ihres ersten Liebeskummers. *Diesen Rüpel siehst du nie wieder, ich verbiete es dir!* sagte die Geste, und Elena war ihm unendlich dankbar für die Entschiedenheit dieser Aussage.

Dann war die Symphonie verklungen. Die Töne des Orchesters blieben aus und mit ihnen die Gesten des Dirigenten. Ich war enttäuscht. Mein Vater hatte sich nicht einmal mehr die Zeit genommen, mir zur Matura zu gratulieren. Ein tosender Schlussapplaus feierte jetzt Igor Schostak, den weltberühmten Maestro, der sich mit zurückhaltend angewinkelten Armen verbeugte. Ich sprang auf und warf meinem Vater eine Rose neben das Pult. Er machte zwei Schritte auf mich zu, bückte sich, hob die Rose auf und bedankte sich mit diesem speziellen Lächeln, das er auch vor dem Konzert schon für sein Publikum gehabt hatte. Für Sekundenbruch-

teile sah er mir in die Augen. Ich wusste, dies war ein kostbarer Moment, ich wollte ihn festhalten, genießen. Aber da war er auch schon vorbei. Igor Schostak, der gefeierte Star-Dirigent, wandte seinen Blick von mir ab und verbeugte sich wieder gleichmäßig und gerecht nach allen Seiten.

Ich sprang auf und hastete zum Ausgang, lange bevor der Applaus abebbte. Selten bin ich mir so mongoloid vorgekommen, wie in dem Augenblick, als ich unter den vorwurfsvollen Blicken des restlichen Publikums und wahrscheinlich auch denen meines Vaters die Saaltür hinter mir ins Schloss zog.

Igor Schostak habe ich danach lange nicht wieder gesehen, und auch meine Mutter hatte jeden Kontakt zu ihm abgebrochen.

Maman kann in emotionaler Hinsicht sehr pragmatisch sein.

Ein weiteres Beispiel gefällig?

Nachdem sie mir damals all ihre Sünden gebeichtet hatte, ging sie durchaus produktiv mit ihren Gewissensbissen um. Nur wenige Wochen nach der Scheidung von Frieder, dem kinderhassenden Nazi, heiratete sie einen jüdischen Psychoanalytiker, der zu allem Überfluss auch noch in New York wohnt. Er heißt Leon Olpitsch, ich habe ihn erst bei der Hochzeit kennengelernt und weigere mich seitdem standhaft, ihn wiederzusehen. Ich habe Angst vor Leon Olpitschs Beruf. Ich will nicht, dass mir jemand in die Seele sieht. Und schon gar nicht einer, der den Körper meiner Mutter von innen kennt.

Außerdem mag ich ihn nicht. Er ist klein und kahlköpfig wie Woody Allen, nur nicht so lustig. Aber nicht

sein Mangel an komischen Talenten ist der Grund für meine Abneigung, sondern reine Eifersucht. Die Vorstellung, dass Leon Olpitsch den nackten Körper meiner Mutter anfasst, erbost mich zutiefst. Meine Mutter ist eine Schönheit – immer noch – oder vielleicht sollte ich besser sagen: immer mehr. Manchmal ist es schwierig, sie wiederzuerkennen, sie ist mit ein paar wirklich guten Chirurgen befreundet. Einmal wollte ich sie auf dem Züricher Flughafen abholen und bin glatt an ihr vorbeigelaufen. Als sie schließlich nach mir rief und ich mich endlich umdrehte, kam mir lediglich ihre Nase bekannt vor. Es dauerte eine Weile, bis mir der Grund einfiel: Die neue Nase meiner Mutter erinnerte mich an Catherine Deneuve.

Ich sehe meine Mutter, die sich seitdem mehr und mehr in Catherine Deneuves Zwillingsschwester verwandelt, zum Glück nur alle ein oder zwei Jahre. Sie lebt mit Mr Olpitsch, den ich heimlich Woody nenne, seit ihrer Eheschließung im Big Apple. Maman lässt Woody nur höchst ungern allein. Und Woody scheint eine symbiotische Beziehung zu New York zu haben. Vielleicht hat er Angst zu verschwinden, wenn er das Korsett aus Central Park, Bagel-Shop und Upper-East-Side-Praxis aufschnürt. Fakt ist jedenfalls, dass er die Stadt nicht verlässt. Und Maman demzufolge auch nicht mehr. Sie behauptet, Woody sei süchtig nach ihr. Ich habe eher das Gefühl, dass es Maman ist, die nicht mehr ohne Woody sein kann, schließlich redet sie von ihm wie von einem persönlichen Guru. Aber wahrscheinlich läuft beides aufs Gleiche hinaus, also widerspreche ich ihr nicht.

Ich nenne meine Mutter nicht freiwillig *Maman*.

Sie hat mich dazu gezwungen, als ich mit acht Jahren zum ersten Mal das Institut Laplage von innen sah. Als wir die Halle betraten, ließ sich gerade eine rotgefärbte Dame mit Nacken-Chignon von einem blassen Mädchen in weißem Faltenrock auf beide Wangen küssen. Dabei erklärte die Kleine in einer Lautstärke, dass es das halbe Internat hören musste: *Ich vermisse dich schon jetzt, Maman*. Anschließend rannte sie, ohne ihre Mutter noch eines einzigen Blickes zu würdigen, eine breite Freitreppe hinauf. Der Faltenrock flatterte um ihre mageren Beine, die Spangenschuhe aus schwarzem Lack knallten in schneller Folge aufs Parkett. Das Mädchen konnte gar nicht schnell genug von seiner *Maman* wegkommen.

Meine Mutter war sichtlich beeindruckt. Bis heute weiß ich nicht genau, was ihr besser gefallen hat, die französische Berufsbezeichnung oder die Bereitwilligkeit, mit der das Mädchen sich von seiner Mutter trennte.

Ich war nach meiner Einlieferung weniger kooperativ und heulte drei Tage lang Rotz und Wasser. Ich aß nichts, ich trank nichts. In meiner zweiten Nacht hielt ich den Durst nicht mehr aus, schlich mich im Nachthemd auf die breite steinerne Terrasse hinter dem Institut und leerte die Plastikschüssel mit dem Wasser für die Hunde. Selbstverständlich hätte ich ebenso gut ins Bad gehen können und Leitungswasser trinken, aber das war mir wahrscheinlich nicht dramatisch genug.

Meine Mutter kam mich übrigens in den ersten Monaten nicht ein einziges Mal besuchen, und sie rief mich auch nicht an. Wahrscheinlich hatte Madame Laplage, die Directrice, ihr gesagt, es sei besser so. Und

wie ich Maman kenne, glaubte sie der Anstaltsleitung dankbar.

Später fühlte ich mich sogar ganz wohl im Internat. Aus der Hundeschüssel habe ich jedenfalls kein zweites Mal getrunken. Ich hatte eine durchschnittliche Hanni-und-Nanni-Kindheit, es war genau so wie in den Büchern, die wir natürlich alle kichernd lasen, nur dass ich es im wirklichen Leben nicht ganz so komisch finden konnte.

Aber ich schweife ab.

Als Maman mir meine wahre Existenz als mongoloide tote Dirigententochter offenbarte, war ich vierzehn, wie gesagt, und gerade in die Pubertät gekommen. Selbstverständlich setzten Periode, Busenwachstum und Knutschversuche nach dieser folgenschweren Enthüllung erst einmal aus und machten einer mittelschweren Depression Platz. Ich wurde schweigsam und galt fortan als schwierig. Noch nicht einmal Madeleine gelang es in den nächsten Jahren, mir nahezukommen. Unerwarteterweise profitierten meine Schulleistungen davon. Vielleicht, weil ich sonst nichts zu tun hatte.

Wenn ich nicht lernte, las ich Silvia Plath und Paul Auster. Mit den Helden seiner New-York-Trilogie konnte ich mich wunderbar identifizieren. Sie saßen in Mülltonnen und verkamen bei lebendigem Leib zu Kreaturen jenseits der Zivilisationsgrenze. Bei jedem Umblättern einer Paul-Auster-Seite erwartete ich, auf jemanden zu treffen, der aus einem Hundnapf trank. Merkwürdigerweise scheint Auster ausgerechnet auf diese naheliegende Idee nie verfallen zu sein.

Aus der Zeit vor meiner Matura stammt auch der Vorsatz, meinen Sohn einmal Paul zu nennen. Ich bin völ-

lig sicher, dass ich – wenn überhaupt Kinder – dann nur einen Sohn bekommen werde. Mongoloide tote Töchter kommen nicht in Frage.

Pünktlich zu meiner Matura setzten übrigens die Periodenblutungen wieder ein, so dass ich mit erlangter Reifeprüfung ebenfalls als voll geschlechtsreif gelten konnte. Mein Busen ist bis heute etwas verkümmert, aber weil ich klein bin wie mein Vater, fällt das nicht weiter auf. Und damals hatten die Jungen aus dem Internat auf der anderen Talseite ohnehin nur Augen für meine slawischen Wangenknochen und die dicken dunklen Haare, die ich nur selten und unter größten inneren Widerständen kürzen lasse.

Gegen Ende meiner Internatszeit beteiligte ich mich sogar an den üblichen nächtlichen Knutschereien und heimste beachtliche Erfolge ein. Aber während ich mit diesen ganzen zukünftigen Top-Managern und Diplomaten schmuste, von denen jeder später zusätzlich noch das Geld seiner Eltern verschleudern würde, wusste ich genau, das konnte nicht alles sein. War es dann auch nicht.

Ich verließ das Institut Laplage und damit das schöne Wallis und ging nach München, um Kunstgeschichte zu studieren. Einige Semester gelang es mir, im bunten Strom meiner aufgedonnerten und lebensgierigen Kommilitoninnen mitzuschwimmen. Von meinen männlichen Kommilitonen hielt ich mich fern, ohne etwas Nennenswertes zu vermissen.

Meine Freundin Madeleine war nach der Matura in die Staaten gegangen. Sie hatte das Gleiche studiert wie ich und arbeitete seit einiger Zeit in einer Kunsthandlung. Sie rief selten an und schrieb noch seltener, so

dass ich mich während des Studiums überraschend unbeaufsichtigt fand und mich ungestört meinen diversen Schrulligkeiten hingeben konnte. Bügeln zum Beispiel. Oder kochen. Ich tolerierte meine absurden Bedürfnisse und achtete darauf, dass ich immer genug zu tun hatte.

Gegen Ende meines Studiums lernte ich Frank Mägerle kennen. Er stammte aus Baden-Württemberg und hatte eine Mutter, die vorzügliche Knödel kochen konnte und dazu selbst dick und rund wie ein Knödel war. Franks Vater war Steuerfahnder beim Finanzamt, und Frank sollte einmal etwas Besseres werden. Darum studierte er Wirtschaftswissenschaften und Informatik. Frank war der langweiligste Mensch, den ich je getroffen hatte. Er konnte stundenlang vor seinem Computer sitzen, ohne auch nur ein einziges Wort zu sagen. Er hatte noch nie im Leben die Südsee bereist und kein Schweizer Internat jemals von innen gesehen. Und er war weder in Malaysia noch in Mexiko oder Hongkong von dem Chauffeur der Familie zur Schule gefahren worden.

Frank Mägerle war für mich der Inbegriff des Normalen, Spießigen, Berechenbaren. Ich war vollständig hingerissen von ihm und seinen Kurzarmhemden mit den Pilotenklappen. Allein die scharfen Falten auf der Ärmelmitte stellten eine echte Herausforderung für meine Bügelkünste dar. Um es kurz zu machen: Der ganze Mann war eine einzige Herausforderung für mich, und ich heiratete ihn vom Fleck weg.

Die Ehe verlief ebenso reibungs- wie ereignislos. Frank heuerte nach dem Studium bei einem Softwareentwickler an und fühlte sich fortan ganz unentbehrlich für den Rest der Menschheit. Glücklicherweise war

er so abgelenkt durch seinen Job, dass ich im ersten Ehejahr ungestört mein Studium abschließen konnte. Dass ich in den beiden folgenden Jahren sogar promoviert habe, weiß Frank bis heute nicht.

Damals lief ich zu ganz großer Form auf. Morgens strich ich Frank die Butterbrote für die Firma (die Streichtechnik hatte mir Franks Mutter in einem zweistündigen Intensivseminar vermittelt), dann bügelte ich seine Hemden, seine T-Shirts, seine Unterhosen. Am liebsten hätte ich auch noch gekocht und geputzt, aber ich musste zur Uni. Also stellte ich mit Mamans Geld eine Haushälterin ein, von der Frank natürlich nie etwas erfuhr, weil sie strengste Anweisungen hatte, spätestens um vier Uhr nachmittags die Wohnung zu verlassen. Wenn Frank gegen fünf zurückkam, hatte ich meinen Auftritt. Im frisch gestärkten Spitzenschürzchen empfing ich den fleißigen Hausherrn schon an der Wohnungstür, um ihm den Mantel abzunehmen.

Diese Maskerade war eine Zeitlang ganz amüsant, doch als Frank eines Abends meine Anti-Baby-Pille kassierte und in Feldherren-Tonfall verkündete *Jetzt machen wir ein Kind!* verging mir der Spaß. Niemand konnte mir garantieren, dass dieses spießige Leben meinem ungeborenen Sohn Paul auch gefallen würde. Möglicherweise würde er schon aus Protest mongoloid zur Welt kommen. Das Risiko konnte ich nicht eingehen. Und als am nächsten Abend anstelle meiner Anti-Baby-Pille ein niedlicher hellblauer Schnuller meinen Nachttisch zierte, erklärte ich gefasst, aber bestimmt: *Frank, mein Liebling, wir lassen uns scheiden.*

Die Bügelfetischistin in mir schluchzte, Frank schwieg. Wahrscheinlich dachte er, ich sei gerade kom-

plett verrückt geworden, denn er willigte erstaunlich bereitwillig in die Scheidung ein.

Maman war natürlich entsetzt. Nicht dass sie Frank besonders gemocht hätte, zu unserer Hochzeit hatte sie ein Telegramm voller Rechtschreibfehler und ein vierundzwanzigbändiges Konversationslexikon geschickt. Sie selbst war nicht anwesend, sondern weilte in einer exklusiven Schönheitsklinik auf den Seychellen. Vielleicht war es besser so, denn Franks knödelfabrizierende Mutti hätte die Konfrontation mit Maman sicher nicht ohne bleibende Schäden überstanden.

Enttäuschung war es also nicht, was meine Mutter dazu brachte, sich so über meine Scheidung aufzuregen. Eher schon die Angst davor, ihre Tochter könne völlig den Halt verlieren und womöglich in die Intellektuellenszene abrutschen. Dies war so ziemlich der einzige gesellschaftliche Bereich, der Maman immer verschlossen bleiben würde. Jedenfalls tobte, zischte und jammerte sie ausdauernd am Telefon, nachdem ich ihr die traurige Botschaft übermittelt hatte. Ihre transatlantischen Quengeleien sollten noch wochenlang so weitergehen, bis ich es nicht mehr aushielt und ein Machtwort sprach.

Zumindest hatte ich das vor.